

Von der Kolonisierung zur „geschwisterlichen Begleitung“

In den dreißiger Jahren zogen nordamerikanische mennonitische Missionare in den argentinischen Chaco, um dort der notleidenden Toba/Qom-Bevölkerung beizustehen. In der ihnen bis dahin vertrauten Weise nahmen sie ihre Arbeit auf: Sie kauften Land, begannen es zu bewirtschaften und brachten den dort lebenden Indianern bei, wie man ein Feld bestellt. Später kümmerten sie sich um die Vermarktung, gründeten ein Gesundheitszentrum und bauten eine Schule und ein Kirchengebäude. Innerhalb von zehn Jahren hatten sie drei mennonitische Toba/Qom-Gemeinden gegründet. Die Gottesdienste wurden in spanischer Sprache gehalten. Den Missionaren wurde nach einiger Zeit bewusst, dass diese Jäger und Sammler – trotz ihres großen Einsatzes – keine Ackerbauern werden würden. Außerdem mussten sie zur Kenntnis nehmen, dass die Tobas ganz andere liturgische Formen praktizierten, wenn sie unter sich waren. Entgegen der Lehre der Mennoniten tanzten sie in ihren Gottesdiensten und beteten mit lauter Stimme alle gleichzeitig. Das machte die Missionare sehr betroffen. Deshalb unterzogen sie ihre Arbeit einer ehrlichen Bewertung und suchten dazu externe Beratung.

Was da zu Tage trat, traf sie tief: Was gut gemeint gewesen war, hatte die alltäglichen gesellschaftlichen Strukturen der Abhängigkeit noch verstärkt: Die Missionare waren Geldgeber, Pastoren, Lehrer und *patrones* geworden, ohne es zu merken; die Tobas waren Hilfsarbeiter ohne Stimme geblieben. Auf diese Art und Weise führte offensichtlich kein selbständiger Weg aus der Not. Die Missionare kamen zu der Selbsterkenntnis, dass sie sogar in den Kirchen zu Vorgesetzten geworden waren. So kam es 1954 zu einer weit reichenden Entscheidung: Die mennonitische Missionsstation wurde geschlossen. Das Land und die Felder wurden den Toba/Qom-Familien übertragen und die Leitung der Gemeinden den Einheimischen anvertraut. Aber die Missionare kehrten nicht in ihr Heimatland zurück, sondern traten bewusst in die zweite Reihe, um als »geschwisterliche Mitarbeiter« weiter an der Seite der Tobas zu bleiben. Sie waren nicht mehr Pastoren und wollten auch bewusst keinen Einfluss mehr auf die Entwicklung der indigenen Kirchen nehmen. In den vergangenen Jahren waren im ganzen Chaco unter den Indianern durch Spontangründung viele kleine christliche Gruppen entstanden. Die Missionare begannen, umherzureisen und die indigenen Gemeindeleiter durch Besuche zu ermutigen und zu stärken. Die Toba/Qom-Christen ihrerseits fühlten sich frei, Gott auf ihre eigene Weise zu loben. Sie organisierten ihr Gemeindeleben so, wie es ihrem kulturellen Empfinden entsprach. Daraus entstand nach einigen Jahren die erste unabhängige indigene Kirche in Argentinien: die *Iglesia Evangélica Unida*. Bis heute finanziert sie sich selbst, hat eine eigene Struktur und eigene Methoden der Evangelisation. Die Gemeindepastoren werden von den Mitgliedern aus den eigenen Reihen gewählt. Dabei gelten Kriterien,

die sich deutlich von denen unserer westlich geprägten Kultur unterscheiden. Wenig entscheidend ist zum Beispiel die Frage nach der formellen theologischen (Aus-)Bildung.

Den ersten Missionaren folgten weitere. Heute, nach über sechzig Jahren, gibt es das *Equipo Menonita*, das »Mennonitenteam« immer noch. Mittlerweile besteht es aus Christen aus verschiedenen Kirchen und Ländern. Aber die Erfahrungen und Einsichten dieser ersten Jahre prägen nach wie vor alles missionarische Handeln und werden jeweils an die nachfolgenden weitergegeben.

Als wir, Frank und Ute Paul, 1995 zum Team hinzu stießen, lernten wir von den älteren Missionaren, von denen einige bereits viele Jahrzehnte im Chaco lebten. Es erschloss sich uns ein großer Reichtum und wir staunten über das, was wir kennen lernten.

Deshalb möchten wir die hier erarbeitete Form begleitender missionarischen Arbeit auch anderen zugänglich machen. Sie ist zwar im Zusammenhang mit den indigenen Kirchen in Nordargentinien entstanden, wir halten sie aber für allgemein bedeutsam. Wer bei der Vermittlung der biblischen Botschaft an Menschen anderer Kulturen mitarbeitet und feinfühlig und taktvoll sein möchte, dem könnte unsere Darstellung hilfreich sein. Wir möchten Missionare dazu herausfordern, die Menschen, bei denen sie zu Gast sind, zur Entfaltung **eigener** Ausdrucksformen ihrer Gottesbeziehung zu ermutigen.

Es wäre nur schwer nachzuvollziehen, worin der missionarische Arbeitsstil »geschwisterlicher Mitarbeiter« besteht, wenn er nicht konkret und anschaulich beschrieben würde. Wir versuchen das durch thematisch sortierte Passagen aus den vor allem von Frank geführten Aufzeichnungen der Reisen im Inneren des Chacos zwischen 1996 und 2006.

Nach dem Stammeln kommt das Sprechen

Im Mennonitenteam bemühen wir uns, eine der indigenen Sprachen zu lernen. Jeder Mann und jede Frau aus einem der indigenen Völker versteht dies als ein unmissverständliches Zeichen der Wertschätzung. Selbst wenn zunächst nur

halb verständliche Sprachbrocken herauskommen, sind sie überrascht und erfreut, loben und ermutigen die Lernenden.

Sprachen sind viel mehr als lernbare Wörter. In einem komplexen Kommunikationsgeschehen werden mit Worten, Gesten und Schweigen (um nur einiges zu nennen) geschichtliche und kulturelle Bedeutungshorizonte, ein bestimmtes Raum-, Zeit- und Weltverständnis und nicht zuletzt Gefühle vermittelt.

Wer eine neue Sprache lernt, gerät in die Lage, sich mit Gefühlen der Hilflosigkeit auseinandersetzen zu müssen. Treffend sagt Ivan Illich: »Sprache lernen ist eine der wenigen Gelegenheiten, bei denen ein Erwachsener das tiefe Erlebnis der Armut, Schwäche und Abhängigkeit vom Wohlwollen anderer vermittelt bekommen kann. Es braucht ausreichend Geduld, eine gute Beobachtungsgabe, Mut zum Fehler machen und die Fähigkeit, über sich selbst lachen zu können« (Ivan Illich, *In den Flüssen nördlich der Zukunft. Letzte Gespräche über Religion und Gesellschaft mit David Cayley*. C. H. Beck, München 2006, Seite 24).

Was den Sprachschüler so viel Anstrengung kostet, vermittelt jedem Indianer eine identitätsstärkende Botschaft: Er ist in der Position des Wissenden, er ist Lehrender. Der »Weiße« ahnt nur

allmählich, was ein Indianer schon mit der Muttermilch aufgesogen hat. Dadurch erleben sie den ihnen zur Verfügung stehenden Reichtum einer Sprachwelt, die zum Beispiel außerordentlich präzise ist, wenn es darum geht, Menschen oder Tiere in Bewegung zu beschreiben. Mit zahlreichen Endungen an ein und demselben Wortstamm können sie die Richtung angeben, aus der und in die sich etwas bewegt. Jäger müssen so genau beobachten und beschreiben, das hat sich in ihrer Muttersprache niedergeschlagen. Wenn ein Nicht-Muttersprachler sie danach fragt, wie man dieses oder jenes sagen würde, geht oft erst ein Grübeln, dann ein Leuchten über ihr Gesicht, und sie können voller Begeisterung ganze Geschichten und Anekdoten zu den einzelnen Begriffen erzählen. Sie leben und denken in konkreten Zusammenhängen.

Drei der Sprachen, die zur Sprachfamilie der so genannten Guaycurú-Sprachen im Chaco gehören, wurden von Albert Buckwalter, einem der mennonitischen Missionare aus den USA, vor gut 50 Jahren verschriftlicht. Leider gibt es außer den von ihm erstellten Wörterbüchern und einer unvollständigen Grammatik keinerlei schriftliches Lernmaterial. So bleiben bis heute vor allem ein gutes Gedächtnis oder zumindest viele Notizen und vor allem das Mitleben in einer indigenen Gemeinschaft grundlegend für das Erlernen dieser Sprachen.

Frank bekam nach einigen gescheiterten Versuchen die Möglichkeit, in einer ländlichen Großfamilie jeweils drei Tage pro Woche mitzuleben. Er beteiligte sich an allen Arbeiten in Haus, Wald und Feld. Die Familienmitglieder sprachen möglichst kein Spanisch, sondern nur Toba mit ihm, obwohl er anfangs fast nichts verstand. Im Gegenzug trug Frank jede Woche mit einer kleinen Menge Grundnahrungsmittel zur Großfamilienküche bei. Es ergaben sich so unendlich viele Gelegenheiten wie zu Erntezeiten und Zeiten des Mangels, am Tag bei der Arbeit und in den Abendstunden ums Feuer. Er konnte beim Lauschen auf Geschichten und Witze nach und nach Worte im Kopf und auf dem Papier sammeln und verstand immer mehr, wie Chaco-Indianer die Welt begreifen und gestalten. Franks Gastfamilie lebt vier Stunden Busreise von der Provinzhauptstadt Resistencia entfernt in einer der traditionellen Wohnorte ihres Toba-Volkes. Sie gehören zu den wenigen, die sowohl ein Stück Urwald als auch ein Stück Land ihr eigen nennen können und es auch bewirtschaften. Zwei kleine Häuser beherbergen die Klan-Eltern mit ihren noch jugendlichen Kindern, drei andere Häuser in unmittelbarer Umgebung sind Heim für die Familien der schon verheirateten Kinder. Die große Kinderschar hat rund um die Häuser viel Bewegungsfreiheit. Die jeweils Kleinsten werden immer mit herumgetragen. In der Abgeschiedenheit der kleinen Kolonie wachsen die Kinder mit ihrer Muttersprache auf. Erst in der Schule lernen sie *castellano*, die bislang einzig offiziell anerkannte Sprache.

Weitgehend in traditioneller Bauweise selbst erbaut, sind die Häuser vorwiegend Schlaf- und Lagerräume. Das Leben findet im Hof statt. Rund herum breitet sich die große Chaco-Ebene aus, in einer Richtung umsäumt von einem Stück Urwald. Die Kenntnisse der Jäger und Sammler sind in dieser Familie lebendig erhalten geblieben, auch wenn die vielen Zäune der Großgrundbesitzer und ihrer Viehherden, regelmäßige Beutezüge schon fast unmöglich gemacht haben.

Zum Teil versorgt durch staatliche Familienunterstützung und

monatliche Lebensmittelpakete, verschwindet zunehmend auch die traditionelle Form der Ernährung. So halten Nudeln, Reis, Zucker und Öl in ihren Töpfen und Tassen Einzug, so wie es auch in der nicht-indigenen armen Bevölkerung Argentiniens zu beobachten ist. Die Ansiedlung hat keine Stromversorgung und erst in den letzten Jahren Trinkwasser aus einem Tank.

Das nächste Dorf liegt über zehn Kilometer entfernt, wird aber dennoch fast täglich mit dem Fahrrad angefahren, um Nachrichten oder Feldfrüchte auszutauschen.

Erst war es Frank und später auch Ute, die dort die Sprache im alltäglichen Zusammenhang allmählich erfassten. Das konnte mit der Machete oder der Hacke in der einen und dem Notizbuch in der anderen Hand vor sich gehen, am Feuer am frühen Morgen, beim Versorgen der Haustiere oder den Streifzügen durch den Wald. Der Lernprozess war langsam und mühsam, aber vor allem spannend. Kein Wort hatte Anklang an das einer uns bekannten europäischen Sprache, und das *Toba* war wie der dornige Urwald selbst, der sich einem erst mit der Zeit auftut, um seine Schönheit zu zeigen.

Der Großvater und zugleich Patriarch der Familie, aber besonders auch seine große Enkelschar wurden zu unseren Lehrern. Wir verbogen uns schier die Zunge, um die fremden Laute zu bilden.

Nicht selten waren wir Anlass ausgelassenen Gelächters!

In einer Tobafamilie mitleben zu dürfen, war auch deshalb ein besonderes Vorrecht, weil die Geschichte der Indianer von sehr vielen schlechten Erfahrungen mit »Weißen« getränkt ist. Das war auch durchaus spürbar in der vorsichtigen, zum Teil fast misstrauischen Annäherung einzelner Familienmitglieder. Die alte Frau wartete einige Monate, bis sie zum ersten Mal das Wort an Frank richtete. Zu ungewöhnlich war das einfache Anliegen, mitleben und -arbeiten zu dürfen. Könnte er nicht noch andere verborgene Absichten verfolgen und sie betrügen wollen?

Allmählich wuchs das Vertrauen aber auch bei den Zögerlichen.

Es war ein gegenseitiges Kennenlernen. Die Familie lernte bei Frank seine Vorlieben, Fähigkeiten, Schwächen und Gewohnheiten kennen. Er wiederum erlebte mit, wie sich die Familien vergrößerten und die Kinder heranwuchsen, wie die Großeltern über die Jahre an Kraft verloren und der Großvater schließlich alleine übrig blieb.

Mit der Zeit wurde Frank in ihren Familienklan aufgenommen, später auch Ute. Wir staunten, wie liebevoll und zärtlich insbesondere der Umgang mit den Kindern »unserer Toba/Qom-Familie« wurde.

»Mit der Handwasserpumpe ließen sich kaum mehr die Wasserbehälter füllen. Anscheinend hatte sich an der tiefsten Stelle des Steigrohres Sand abgesetzt. Alle Bewohner der Kolonie holten ihr Wasser bereits am alten Brunnen, wo es ziemlich trübe zu Tage kommt. Damit wir in ›meiner Familie‹ wenigstens ein bisschen Trinkwasser zur Verfügung hätten, bot ich mich an, an der Pumpe so lange zu warten, bis ein Eimer gefüllt war. Die Wartezeit kam mir sehr gelegen, da ich neue Vokabeln wiederholen oder mit anderen, vor allem Kindern, palavern konnte.« (Pioq La'asat – Pampa Chica, 1997)

»Langsam, aber sicher – wie ein Pflänzchen – scheint das Vertrauen zu mir zu wachsen. Ich habe es daran bemerkt, dass

die ersten Witze über mich in der Runde am Feuer kursieren.«
(Pioq La'asat – Pampa Chica, 1997)

»Mit großer Mühe versuchte ich einen Sack Mais zu öffnen, ohne ihn dabei zu beschädigen, und war ziemlich lange mit den Knoten beschäftigt. Als eines der Kinder mir ein Messer reichte, sagte ich auf Toba: »Mir ist die Geduld noch nicht ausgegangen.« Seine spontane Antwort: »Dann bist du schon ein Toba/Qom.« Mir kam in den Sinn, was ich vorher schon öfter gehört hatte: »Die Weißen sind immer in Eile.« (Pioq La'asat – Pampa Chica, 1998)

»Es hatte mich gefreut, dass der Großvater »meiner Familie« bereit war, mit mir gemeinsam die Geschichte von Mose zu lesen. Er ist ein Autodidakt, hat nie eine Schule besucht. Offensichtlich gefiel es ihm, in seiner eigenen Sprache zu lesen. Auch ich war sehr zufrieden, mehr verstanden zu haben, weil er deutlich langsamer las, als wenn er frei mit mir redete. Auch fiel es mir leichter, dem Text zu folgen, wenn ich dabei einer muttersprachlichen Person zuhören konnte.« (Pioq La'asat – Pampa Chica, 1997)

»Das Schönste während meines Kirchenbesuches am Wochenende war die Zeit am späten Abend und am frühen Morgen. Ich konnte einfach so bei den Gesprächsrunden ums offene Feuer dabei sein und zuhören. Es hatte den Anschein, als ließen sie sich durch meine Anwesenheit gar nicht stören; keiner sprach Spanisch.« (Yaicangui – Resistencia, 1999)

»Während wir Mate tranken, drehte sich das Gespräch darum, ob die Muttersau trächtig sei. Die älteren Kinder erklärten mir, dass ihre geschwollene Zitze ein Hinweis darauf sein könnte. Die Toba-Wörter für Euter und Zitze waren mir unbekannt. Deshalb wiederholte ich sie ein paar Mal und schrieb sie mir auf. Einer der Halbwüchsigen erklärte mir anschließend, dass dieselben Wörter in Toba auch für die Brust einer Frau verwendet würden. Das schien der Mutter des Jungen nicht zu gefallen, denn sie verbot ihm, mir ähnliche Begriffe beizubringen.« (Pioq La'asat – Pampa Chica, 1999)

»Den Sonnenaufgang und die Weite der Felder im Blick, tranken wir fast wortlos den Frühstücks-Mate. Dann nahm sich der Familienvater mehrere Stunden Zeit, um mir bei der Durchsicht meiner Sprachaufzeichnungen zu helfen und mir Beispielsätze zu den neuen Vokabeln zu diktieren. In den letzten Jahren hat er mehr und mehr die schwere Feldarbeit seinen Kindern überlassen und hat mehr Zeit zum Gespräch, wenn ich zu Besuch bin. Es scheint ihm zu gefallen, dass ich mich für seine Geschichte und die seines Volkes, seine Gewohnheiten und Lebensweisheiten interessiere.« (Pioq La'asat – Pampa Chica, 2001)

Einige theologisch-missiologische Thesen:

- Wir sind uns dessen bewusst, dass wir Gott niemandem erst mitbringen müssen. Wir vertrauen darauf, dass er schon immer in der Geschichte und Weisheit der indigenen Völker gegenwärtig ist. Er hat sich seit jeher in den Kulturen als schöpferische Kraft und als Heiler der Krankheiten erwiesen. In den Zeugnissen solcher

Gotteserfahrungen erkennen wir ihre »Heils«-Geschichte.

- Die indigenen Kirchen sind Gottes Werk, nicht das unsere; er selbst leitet und lehrt sie.
- Wir gehören zum großen Leib Christi in dieser Welt. Deshalb brauchen wir uns auch gegenseitig. Wir haben vom Glauben und Leben der indigenen Christen viel zu lernen. In der Begegnung mit ihnen merken wir, dass wir oft fälschlicherweise davon ausgehen, sie bräuchten uns mehr als wir sie.
- Weil wir zum internationalen Leib Christi gehören, wollen wir uns als Mitglieder reicherer Kirchen um Ausgleich bemühen: Der Überfluss der einen muss dem Mangel der anderen aushelfen (2. Korinther 8,9).
- Der Heilige Geist lebt in den indigenen Geschwistern. Er selbst leitet sie. Er verhilft ihnen zu einer authentischen geistlichen Ausprägung, durch die sie ihre eigenen liturgischen Formen entwickeln. In Konflikten ermöglicht er Lösungen, die ihrer Kultur entsprechen.
- Wir Missionare möchten den indigenen Kirchen nicht zur Last fallen und auch keine Abhängigkeiten entstehen lassen, die ihre Kreativität und Freiheit einschränken würden.
- Dort, wo Gott selbst am Werk ist, möchten wir mitarbeiten.

Dieser Artikel beinhaltet Ausschnitte aus dem 2010 im Neufeld-Verlag erschienenen Buch „Begleiten statt Erobern“ der Autoren. Darin finden sich viele weitere Beispiele, wie die theologisch-missiologischen Thesen in der Praxis umgesetzt und gestaltet wurden.

Begleiten statt erobern

Missionare als Gäste im nordargentinischen Chaco

Ute und Frank Paul (Herausgeber)

Vorwort von René Padilla und Siegfried Großmann

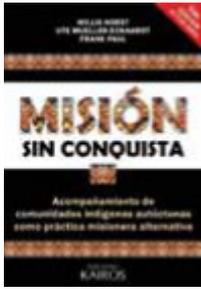
[http://www.neufeld-verlag.de/leseproben.html?
tx_sbtab_pi1\[tab\]=1](http://www.neufeld-verlag.de/leseproben.html?tx_sbtab_pi1[tab]=1)



Bestellung an:

www.ojc.de/buecher/gesellschaft-verantwortung/begleiten-statt-erobern-mission.html

oder: versand@ojc.de



A través de los siglos la iglesia de Jesucristo va buscando cómo llevar adelante la tarea de hacer conocer el evangelio en todo el mundo: maneras eficaces que a la vez sean fieles al estilo de presencia que vivía y enseñaba Jesús.

Hace más de 55 años, la presencia misional de las obreras y los obreros del Equipo Menonita en el Chaco argentino se volcó a la búsqueda prácticas no paternalistas ni colonizadoras. Ante los horrores cometidos en el nombre de Cristo durante la histórica conquista de América, la misión entre pueblos indígenas exige tal sensibilidad.



Este estilo alternativo de misión se resume en un caminar al lado de otras y otros que también están buscando la Vida, priorizando la integralidad de los pueblos y las personas, sin pretensiones de superioridad sino con debilidad y vulnerabilidad, como anduvo Jesús.

Misión sin Conquista es para todos y todas quienes buscan modelos alternativos de misión. El libro contiene un relato histórico del camino de fe del pueblo Toba-Qom en el Chaco argentino desde los años de su conversión al camino de Jesús, describe el desarrollo de una iglesia autóctona que se fortaleció por el acompañamiento en pos de la autogestión de las comunidades receptoras del evangelio y cuenta la experiencia vivencial de uno de los matrimonios del Equipo Menonita.

Prefacio por René Padilla

Para más informaciones y ventas, comuníquese con el equipo de ventas de Ediciones Kairós: ventas@kairos.org.ar o en Europa: frank.paul@ojc.de

**Mission Without Conquest:
Accompaniment of Autochthonous Communities, an Alternative Missionary Practice**



[Willis Horst](#), [Frank Paul](#), [Ute Paul](#)

Global Christian Library & Langham Creative Projects & Langham Monographs & Langham, 2015 - 292 Seiten